

# Zeit und Heimat

13. Dezember 1984 · Nr. 3 Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur  
27. Jahrgang von Stadt und Kreis Biberach

Seit 1924 Beilage der „Schwäbischen Zeitung“  
Ausgabe Biberach an der Riß

## Michel Buck als volkstümlicher Erzähler

Von Ewald Gruber, Saulgau

Der 150. Geburtstag des Dr. Michael Richard Buck aus Ertingen wurde im vergangenen Jahr in diesen Blättern gefeiert. Der Mundartdichter Michel Buck ist auch heute noch im Oberland bekannt und beliebt; der Erzähler dagegen ist vergessen. Erst 1974 wurden die verstreut gedruckten und z. T. noch unveröffentlichten Texte von Walter Bleicher in einem Band seiner Schriftenreihe „Schwäbische Kunde“ gesammelt; nach dieser Ausgabe wird im folgenden der Umfang der Prosastücke angegeben.

Michel Bucks erster epischer Versuch ist nur durch einen Brief aus dem Jahr 1856 belegt: „Biographie eines Studio“, im Stil Abrahams a Santa Claras geschrieben; der Text ist verschollen. Der Autor begann die Erzählung als Schüler im Konvikt in Ehingen und arbeitete daran noch in seiner Tübinger Studentenzeit. Es ist nicht ohne Reiz, diese Arbeit hypothetisch zu rekonstruieren. An stofflichen Anregungen für eine Schülersgeschichte fehlte es dem jungen Michel Buck sicher nicht. In den Kindheitserinnerungen berichtete er später von seinem beschwerlichen Weg zu höherer Bildung und von mancherlei Schwierigkeiten des Bauernjungen, aus dem Dorf heraus und in die Welt hineinzufinden. Im Ehinger Konvikt entdeckte er seine Neigung zu Geschichte und Volkskunde. Als Primaner versuchte er sich mit jungenhaftem Enthusiasmus in Forschungen auf eigene Faust, deren Ergebnisse er dem Riedlinger Altertumsverein 1851 vorlegte: „Glauben Sie mir, für die göttliche Wissenschaft opfere ich, was in meinen Kräften steht; ich will für die Wissenschaft leben, ich will mit derselben feurigen Liebe für sie sterben... Besonders aber ist es die altdeutsche Literatur, und was mit ihr in Verbindung steht, was ich zum Gegenstande meines Forschens, meines, wenn ich ohne Schmeichelei so sagen darf, unermüdlichen Eifers gemacht habe“. Es ist also nicht verwunderlich, daß er seinem dichterischen Versuch ein historisches Sprachgewand gab. Sensibilität für den Zauber altertümlicher Sprache bewies er später als Sprachforscher und in seinen Mundartgedichten, die eine Vorliebe gerade für das Altertümliche am Dialekt verraten; seine historischen Erzählungen freilich wurden, wie wir gleich sehen werden,

durch solche antiquarischen und volkskundlichen Interessen verdrängt. Die wahrscheinlich mißlungene und vom Autor selber in den Papierkorb beförderte früheste Erzählung zeigt uns in Umrissen den späteren Michel Buck, den reich Begabten, und seinen Drang zu vielfältiger produktiver Tätigkeit; das leidenschaftliche Versprechen des Jünglings, das wir zitierten, löste der Mann ein.

Die erhaltenen erzählenden Schriften Michel Bucks lassen sich in zwei Gruppen einteilen: historische Erzählungen und Dorfgeschichten. Da die Texte schwer zugänglich sind, werden wir einige Passagen als Stilproben zitieren.

Die erste abgeschlossene Erzählung „Maria Eva“ (23 S.) wurde 1864 in der „Illustrierten Dorfzeitung“ des Lahrer hinkenden Boten veröffentlicht, eines bekannten und traditionsreichen Verlages für Volkskalender. Die Geschichte spielt, nicht genau datiert, aber wohl im 18. Jahrhundert zu denken, im Kloster Heiligkreuzthal und dessen Grundherrschaft – gemeint ist Heiligkreuztal und Umgebung. Erzählt wird vom Leben einer Gänsemagd, der unehelichen Tochter der bettelarmen Grethe, die als Kräuter- und Latwergenweib mühsam ihren Lebensunterhalt verdient.

Die Äbtissin von Heiligenthal und ihr Vetter, Obervogt des Klosters, begegnen bei einer Kutschfahrt der Heldin: „Unter der Linde vor dem Dorf am Bachbord saß, die frierenden Hände in die reistene Schürze gewickelt, ein junges, hübsches Mädchen, die Aselfinger Gansherde hütend. Die Äbtissin, eine Freundin der Idylle, machte den Obervogt auf das reizende Bild aufmerksam, der seinerseits als ein feiner Kenner der weiblichen Vollkommenheiten von der Grazie dieses Hirtenmädchens überrascht war. Die Äbtissin ließ in der Empfindsamkeit ihres Herzens den Wagen halten, winkte dem Mädchen heranzukommen, um es über seine Verhältnisse auszufragen. Als das Mädchen von Schamröte übergossen vor die Herrschaften trat und zu ihren mächtigen Gebietern nicht aufzuschauen traute, das armselig gekleidete Kind mit den feinen Zügen, den großen Augen, den frischen Wangen und dem verständigen Wesen, da waren die Äbtissin und der Obervogt gleich sehr von der Lieblichkeit dieser Gestalt gerührt, freilich daß den

alten Herrn ein gewisses Etwas durchschauerte, was ihm im Augenblick selbst nicht klar war, was er vielleicht vor 4 Jahrzehnten besser im Gedächtnis hatte.“

Die Äbtissin läßt Maria Eva ins Kloster kommen und will für ihre Zukunft sorgen. Dieses Glück der Gänsemagd weckt aber bedrohliche Leidenschaften: den Neid der Dorfbewohner, und zwar der bauernstolzen Besitzenden gegen die Habenichtse, die aus ihrem dienenden Stand aufsteigen wollen; sodann die geile Begierde des Obervogts, der das Mädchen bald mit Anträgen belästigt. Das Gemunkel, die Latwergrethe sei eine Hexe, lebt im Dorf wieder auf. Am schärfsten hetzt der reichste Bauer, dessen Motive der Erzähler mit satirischem Witz und unnachlässig aufdeckt; dabei malt er mit dick aufgetragenen ungemischten Farben wie jeder Moralist.

„Der Bachsepper welcher also wütete, hatte aber einen Hanfacker beim Häuschen des Latwergenweibes, und die Paar Hennen des armen Weibes hatten ihm in zehn Jahren mindestens schon zehn Hände voll Hanfsamen gefressen. Das würde ihn nun zwar nicht so geärgert haben, wenn die Hennen nur wenigstens seine Giftbeize gefressen hätten oder seinem Pflugstecken regelrecht in den Wurf gestanden wären, aber auch das taten sie nicht. Des Seppers Bethle war zudemhin ein grundhäßliches Ding und dabei ebenso eitel wie dumm. Zwar konnte der Sepper nicht viel dafür, daß Bethle sein eigenes Conterfei darstellte, daß das gute Bethle mit den klugen Zwerchaugen auch noch der Mutter nachschlug, von der man sagte, daß Aselfingen seit ihrem Dortsein keinen Vogel mehr gesehen habe, daß dieses Bethle weinte, wenn es lachen, und näselte, wenn es mit den Lippen sprechen wollte, daß es mehr soliden Knochen als Mark am Haupt besaß und nach dem Vater der Ziegen roch, auch wenn es wochenlang nicht in den Stall gekommen war. Wo sollte jetzt Seppers Zorn hinaus? Etwa an unserm Herrgott? Der konnte ihm beim geringsten Mucker die Felder verhageln, oder über den Belzebock? Der konnte ihn beim nächsten besten Fluch beim Wort nehmen und dann wär's mit Sepper's irdischer Laufbahn am Ende gewesen, also mußte der Zorn über das arme Latwergenweib und Marie-Ev hinaus, der Zorn des Bachseppers und aller übrigen Bauern Aselfingens, in allen Farbenschattierungen vom Gelbgrünen bis in's Aschengraue!“

Der Obervogt stellt, wie gesagt, der hübschen Unschuld vom Land nach und wird abgewiesen. Die Niederlage treibt ihn zu einer ganz unadeligen Schurkerei. Er verschafft sich Zutritt zu Maria Evs Zelle, versteckt dort, verführt durch die günstige Gelegenheit, seine Uhrkette und bezichtigt sie des Diebstahls, den man ihr wegen ihrer Herkunft auch sofort zutraut. Angesichts des scheinbar unwiderleglichen Indizienbeweises läßt die Äbtissin ihren Schützling fallen; im Diebsturm hat der Obervogt sein Opfer ganz in der Gewalt. Inzwischen wurde die Grethe als Hexe gefangengesetzt. Michel Buck schildert ausführlich die Prozedur eines Hexenprozesses, offensichtlich nach Akten. In der Absicht, aufklärend und belehrend zu wirken, legt er die Wurzeln bloß, aus denen der Wahnwitz aufwächst: Aberglauben und Dummheit – das alte Weib, im Gefängnis kahlgeschoren und verwahrlost, sieht

schon aus wie des Teufels Großmutter und muß deshalb eine Hexe sein; bauerliches Vorurteil gegen die Besitz- und Landlosen – wer nichts hat, kann ja nur auf krummen Wegen zu etwas kommen; Wichtigtuerei fragwürdiger Zeugen und lüsterne Sensationsgier – das Vorleben der Malefikanin und der Verdacht auf Teufelsbuhlschaft werden mit „amtlicher Schamlosigkeit“ in allen Einzelheiten untersucht, und „dieses Kapitel war namentlich für die geladenen Herren und Damen die Quintessenz des ganzen Prozesses“. Dabei erfährt man auch, daß die Grethe den Vater ihres Kindes nicht heiraten konnte, weil er nur ein Tagelöhner war, den die Bauern nicht in die Gemeinde aufnahmen, denn „die armen Leute könnten nichts als Kinder hersetzen, welche die Bauern verhalten müßten“. Um das zu verhindern, wurde der arme Kerl „an den Kaiser verkauft“, als die Gemeinde einen Soldaten stellen mußte. Auch der Pfarrer beteiligt sich an der Diskriminierung der unehelichen Kinder und tauft sie durch die Bank Adam oder Eva.

Michel Buck führt die böse Geschichte zum halbwegs guten Ende. Der Klostergärtner hat den Obervogt beobachtet, als er das Corpus delicti unters Kopfkissen der Maria Eva praktizierte, aus Angst aber geschwiegen. Das Entsetzen über die Folgen öffnet ihm den Mund, und er berichtet der Äbtissin, die sofort und resolut handelt. Sie geht zum Diebsturm und verhindert gerade noch die Vergewaltigung der Maria Eva. Der Obervogt erhängt sich, sein schurkischer Helfershelfer bricht sich beim Sturz über die Treppe den Hals; die arme Grethe allerdings ist an den Mißhandlungen der Folter gestorben. Für Maria Eva findet sich ein erledigter Lehenhof und dazu ein braver Bauernjunge als Ehemann, „und so verlebte sie, in Not und Elend großgeworden, noch manche Jahre im Frieden und der Wohlhabenheit einer glücklichen Bauernfamilie“.

„Der Schalmeier von Wald“ (32 S.) erschien 1878 in der „Kölner Volkszeitung“, wenig später in einer Buchreihe mit volkstümlichem Lesestoff, sogar in einer zweiten Auflage. Die Geschichte spielt in den Dörfern um das Pfrunger Ried zur Zeit des Bauernkrieges. Der Schalmeier Hans Rosental ist ein ehemaliger Landsknecht, der jetzt als Holzhauer und Dorfmusikant sein Brot verdient. Er logiert bei einer Dorfarmen, der Krämer-Madlein, die als Hexe verdächtigt und vor Gericht gestellt wird. Der Hauptthetzer, ein liederlich wirtschaftender Bauer, der sich auch als Aufrührer auszeichnet, hat wieder niedrigere persönliche Motive; er sucht einen Sündenbock für den Krebsgang seines Hauswesens; außerdem hat er vor Jahren die Madlein verführt, ihr Kind ermordet und einen Meineid geschworen. Mittlerweile bricht der Bauernaufstand los. Der Graf von Königsegg bestellt Hans zum Schloßhauptmann und betraut ihn mit der Anwerbung von Schweizer Söldnern. Dabei findet Hans seinen Sohn Hänslin wieder, der als Kind bei der Plünderung eines Landsknechtslagers in die Hände der Eidgenossen gefallen war. Nach dem Sieg über die Bauern und dem Strafgericht, das nur für die Rädelführer hart ausfällt, werden die treuen Helfer von ihrem Herrn großzügig belohnt. Der Prozeß gegen Madlein wird niedergeschlagen, die Doppelhochzeit von Vater und Sohn bildet den glücklichen Abschluß.

Das Interesse des Autors gilt nicht der Handlung oder den Charakteren; sie sind nur Anlaß und Personenstaffage für eine kulturgeschichtliche Zustandsschilderung. So setzt die Erzählung ein mit folgender Beschreibung: „Vor drei Jahrhunderten war die Gegend (das Pfrunger Ried) noch unzugänglicher als heute. Ein schwankender, pfützenreicher Moorgrund reichte bis dicht zu dem am flachen südlichen Fuße der Königsegg liegenden Dorfe Riedhausen, welches damals durch einen hohen geflochtenen Zaun mit vier Fallgattern eingeschlossen war. Die niederen Bauernhütten mit ihren an allen vier Seiten weit herabreichenden Strohwalmen waren vom Rauch, den noch kein Schlot ins Freie führte, stark gebräunt. Auf den Firsten ragte die charakteristische Strohbürste kammförmig empor. Langarmige Galgbrunnen mit Schöpfeimern am vordern, mit schweren Klötzen an dem hinteren Ende des Rahbalkens standen in den Höfen. Jedes Anwesen war wieder für sich eingezäunt. Hinter Zäunen und Gehegen winkte der Segen zahlreicher Obstbäume. In der Mitte des Fleckens stand ein größeres zweistöckiges Gebäude. Der Reif, welcher an einer Stange ausgesteckt war, deutete an, daß hier das Wirtshaus sei.“

Dann erleben wir zechende Bauern, wiederum Anlaß zur Darstellung der materiellen und geistigen Kultur auf dem Land: Essen und Trinken, Kleidung, Geselligkeit, Liedgut und andere Überlieferungen. Aus den Gesprächen erfährt man mancherlei über Rechtsverhältnisse und wirtschaftliche Lage der bäuerlichen Bevölkerung und über ihre Unzufriedenheit. Nur die religiöse Bewegung der Zeit und ihr Zusammenhang mit den sozialen Forderungen der Bauern werden nur nebenbei erwähnt, so daß das Geschichtsbild positivistisch oberflächlich bleibt. Die vorrevolutionäre Situation wird noch deutlicher erkennbar, als herrschaftliche Jäger einkehren und feindselig empfangen werden; wegen einer Kleinigkeit kommt es zum Streit. „Der arme Mann braucht sich nit alles gefallen zu lassen“, das ist die aufmüpfige Stimmung. In anderen Zusammenhängen kommen Landsknechtssitten, Kriegswesen und anderes mehr zur Sprache.

Wie in „Maria Eva“ wird eine Hexenverfolgung ausführlich geschildert: die magischen Praktiken beim Einfangen der Hexe, die Plünderung und Zerstörung ihres Hauses durch den Mob, Verlauf des Prozesses, soziale Hintergründe. Michel Buck schildert exakt die Eskalation vom ersten Auftauchen geflüsterter, dann offener übler Nachrede über gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykott bis zu Gewalttätigkeit, die sich wieder in mehreren Stufen steigert: böartige, drohende Reden zuerst, dann heimliche und offene Gewalt gegen Sachen, schließlich tätlicher Angriff auf die Person, Blutgier und Bereitschaft zum Lynchmord. Wir erfahren, wie die Biederleute im Dorf eingeschüchtert werden und sich vor dem von primitiven Instinkten beherrschten Pöbel ducken, wie auch besonnene und ruhige Leute allmählich von der Hexenfurcht angesteckt werden und sogar die aufgeklärte Herrschaft dem Druck der Straße nachgeben muß. Michel Buck hatte einen scharfen analytischen Blick für die Mechanismen des kollektiven Verhaltens, das Ineinandergreifen von Angst, Aggressivität und materiellen Interessen. Seine Beschreibungen solcher Vorgänge entwerfen Modelle der Massenpsychologie, die auf Pogrome jeder Art

übertragbar sind. Es ist bedauerlich, daß es ihm nicht gelang, diese Problematik klar umrissen darzustellen; der Erkenntniswert bleibt versteckt in vielerlei volkskundlichem Material und wird überlagert von Kolportagemotiven der Handlung.

In der dritten historischen Erzählung, „Der Freihof“ (65 S.), erst 1920 im „Oberländer“ aus dem Nachlaß veröffentlicht, wird ein dünner Handlungsfaden aus Heimat- und Familiengeschichte gesponnen; vielleicht ist die Erzählung nur ein belletristisch ausgeschmücktes Kapitel der „Ertinger Chronik“, die Michel Buck als Manuskript hinterließ. Der Maierhof oder Freihof in Ertingen war ein privilegiertes Buchauer Lehen, eine rechtsgeschichtlich interessante Besonderheit, die der Autor historisch getreu darstellt. Die Handlung setzt ein mit der Rückkehr des Freimaiersohnes Ulrich von einem Feldzug, an dem er sich in jugendlicher Abenteuerlust gegen den Willen des Vaters beteiligt hat. Der Alte verzeiht Ulrich nur halbherzig; fürs erste versöhnt ihn ein schönes Pferd, das Ulrich dem Vater schenkt und dem der Bauer nicht widerstehen kann. Ulrich emanzipiert sich auch in anderen Punkten von der väterlichen Autorität; er liebt die Tochter des Michele vom Bach, eines nicht ganz ebenbürtigen Bauern, mit dem der Freimaier zudem einen alten und von beiden Seiten ehrsüchtig gepflegten Streit um ein Stück Acker hat. Solchen Dorfhändeln steht Ulrich, durch Reisen gebildet, freier gegenüber, ebenso altem Aberglauben und festgefahrenen Gewohnheiten, eingewurzelt und nie überprüften Ansichten seines Vaters. Der ist ein stockkonservativer Patriarch und predigt unablässig von Zucht und Ordnung und Vätersitte. „Gehorsam und Zucht muß sein, unerbittlicher Gehorsam und wohl zu führende Zucht! Denn von



Dr. Michael Richard Buck (Michel Buck)

dem Gesetz darf man nicht abweichen und wenn gleich die Welt unterging. Ich halt es allezeit mit meinem Ahni selig, den Gott tröste, der oft gesprochen: Wer Zucht und Treu erhalten will, der muß also hart sein, daß er ehender sein eigen Kind äße, denn von seiner Pflicht eines Nagels breit abweiche!“ So starre Auffassungen werden von den Jungen belächelt.

Die Geschichte handelt also vom Generationsgegensatz und vom Leben mit Traditionen; daraus entstehen die Konflikte. Der Freimaier gerät in Widerspruch zu seinen Grundsätzen, weil er dem Zweitgeborenen, seinem Liebling Kunz, den väterlichen Hof zuschanzen will. Es kommt zu mancherlei Verwicklungen, die sich lösen, als ein kinderloser Vetter in Alleshausen seinen Hof einem der Freimaieröhne überlassen will, allerdings mit der Bedingung, daß der sich unter den zehn unversorgten Töchtern eines armen Verwandten eine Frau aussuche und mit übernehme. Kunz ist dazu bereit, denn unter zehn Mädchen werde wohl eine akzeptabel sein. Ulrich darf aber seine Liebste mit dem väterlichen Segen erst heiraten, als der Pfarrer den todkranken Michelesbauern dazu bringt, auf das umstrittene Grundstück zugunsten der Kirche zu verzichten.

Diese Geschichte wirft einiges Licht auf die Ansichten des Autors. Michel Buck war geschichtsbegeistert; er respektierte Tradition und fühlte sich ihr verpflichtet. Mit einem Teil seines Wesens war er Geschichtsromantiker, besonders wenn es um seine Lieblingsidee des fest im heimatischen Boden verwurzelten Bauerntums ging. So schreibt er in einem Brief über die Freihof-Erzählung:

„Das Ding ist mir so recht aus dem Herzen geschrieben, denn ich bin eigentlich der freilich gegenstandslose Verfechter der alten Zeit. So ist's mir da drin, so hätte ich mir die Zeit gewünscht, daß die Landwirtschaft, der Bauer das Fundament des Staates geblieben, daß das unteilbare Erbe des Hofes und der Gemeinde das soziale Elend unserer Zeit verhütet hätte, daß männiglich Atz und Fraz genug gehabt hätte und ein geringer Überschuß der Bevölkerung auf Abenteuer ausgegangen wäre, wie weiland. Das Gute des Mittelalters hätte ich mögen behalten, das Schlechte trug ja den Keim des eigenen Falls von jeher in sich, aber das Gute kam mit dem Bösen zu Fall. Die Zeit, in welcher die Historie spielt, ist wie dazu gemacht, von allem etwas schildern zu können.“ Aber er betrachtete die geschichtliche Bauernwelt, die er schildert, auch durchaus kritisch. Mit milder Ironie ist der alt väterliche Freimaier gezeichnet; harte Töne schlägt der Autor an, wenn er immer wieder die verhängnisvollen Auswirkungen von Aberglauben, engstirniger Vorurteile und krassem Materialismus vor Augen führt. Tradition ist ja ein Kraftstrom, der sich aus lebendigen Quellen der Vergangenheit speist, der Vorwärtsbewegung bewirkt und Neues schafft; Festhalten am Abgelebten und Nachahmung des Unzeitgemäßen darf sich rechtens nicht auf Tradition berufen.

Wir wenden uns nun der literaturgeschichtlichen Einordnung und einer zusammenfassenden Würdigung der besprochenen Erzählungen zu. Während seines Münchener Studienjahres 1856/57 knüpfte Michel Buck Beziehungen zur Münchner Dichter-

schule, die einen festen Freundeskreis, „Das Krokodil“ genannt, bildete. Emmanuel Geibel, Hermann Lingg, Felix Dahn, der junge Paul Heyse gehörten dazu. Sie alle waren künstlerisch der Klassik und Romantik, stofflich der Geschichte verpflichtet. Mitglied im „Krokodil“ war auch Viktor v. Scheffel, der durch seine Studentenlieder und den Roman „Ekkehard“ berühmt wurde. Mit ihm blieb Michel Buck lebenslang verbunden, und an Scheffels Vorbild orientierte er sich offensichtlich in seinen historischen Erzählungen. Wie dieser stellte er stammestümlich und landschaftlich gebundene geschichtliche Verhältnisse dar, was seiner eigenen starken Bindung an die Heimat entsprach.

Als Scheffel sich in Zürich um eine Professur bewarb, führte er als Qualifikation auch seinen Roman an: „Ich möchte das Werk eines strengen historischen Roman nennen, der in spielerischer Weise das Kultur- und Geistesleben einer längst verklungenen Epoche enthält und der, wenn man ihn des psychologischen Rahmens der Geschichte entkleiden wollte, sich mit Leichtigkeit in eine Reihe gelehrter Abhandlungen auflösen ließe.“ Das gilt auch von Michel Bucks Geschichtserzählungen. Er verarbeitete archivalische Quellen und rekonstruierte „die Zeit und ihren Geist“ nach der Forschungsliteratur, wie er einmal brieflich mitteilte. Die Handlung wird des öfteren so geführt, daß sich historisches und volkswundliches Material unterbringen läßt; z. B. werden Personen unnötigerweise und folgenlos krank, damit ein Bader mit medizinischem Volksglauben und Aberglauben auftreten kann, der Autor also Gelegenheit erhält, sein Spezialgebiet auszubreiten.

Mit Gustav Freytag und Scheffel ging Michel Buck in seinen historischen Erzählungen in eine frühe Zeit zurück und suchte die Ahnen, die Grundlagen der Gegenwart. Scheffels romantische Perspektive, die „zur Herstellung fröhlich-unbefangener, von Poesie verklärter Anschauung der Dinge“ verhelfen sollte, wurde aber bei Michel Buck von neueren Strömungen überlagert: von liberalen Ansichten, die den Leser in größere Distanz zum dargestellten Aberglauben und Hexenwahn, überhaupt zum Geschichtlichen setzten; sodann vom Positivismus und seiner stofflichen Sammlerfreude, die eine Parallele in der Museumskultur der Zeit hat und die sich auch in Felix Dahns historisch-archäologischen Romanen und in Wilhelm Heinrich Riehls kulturhistorischen Erzählungen findet. Mit Riehl zumal hat Michel Buck das volkswundliche Interesse gemeinsam; er dürfte dessen verbreitete Schriften gekannt haben. Riehls Überzeugung: „Nichts spricht unmittelbarer zum Herzen des Volkes, als die Kunde vom Volk, nichts beliebt dem Unkundigen die geschichtliche Zeichnung anmutiger als das ethnographische Kolorit“, hätte Buck sicher unterschrieben.

Scheffel gab seinem „Ekkehard“ einen umfangreichen gelehrten Anmerkungsapparat bei; Michel Bucks Erzählprosa ist nicht nur der Geschichtsschreibung angenähert, sondern wird zur Sammlung von Quellentexten, die er seitenweise zitiert und sogar seinen Personen in den Mund legt; sie sprechen in einem Stil, in dem die Schreiber Urkunden aufsetzten. Da der epische Bericht aus der Perspektive des Autors in gutem modernen

Schriftdeutsch abgefaßt ist, stolpert man dauernd über Stilbrüche, was die Lektüre recht mühselig macht. Eklatant ist der stilistische Unterschied zu Michel Bucks Dorfgeschichten und vor allem zu seinen lebendigen, farbigen Briefen. „Buck verfügt zwar durchaus über dichterische Einfälle“, behauptet H. E. Schramm in seinem materialreichen Buch über Michel Buck als Mundartdichter, „es gelingt ihm jedoch nicht, diese in gleichem Maße zu gestalten wie jene Partien, die auf geschichtlichen Quellen fußen.“ Das Gegenteil ist richtig: die dokumentarischen Teile sind überhaupt nicht gestaltet, sondern erzählerisch ungeschickt einmontiert.

Man kann Michel Bucks Geschichtserzählungen als Ergänzung und Nebenprodukt seiner volkskundlichen Forschung bezeichnen; als Erzählungen sind sie mit diesem Argument nicht zu rechtfertigen. Er wollte nicht nur Zeitbilder zur Veranschaulichung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse entwerfen, sondern Geschichte als Lebens- und Tätigkeitsfeld einzelner Menschen schildern, die Darstellung ihres Wirkens und Leidens als exemplarische Beispiele allgemeinemenschlichen Schicksals in der bäuerlichen Welt gestalten. Und er wollte belehren, Geschichtsbewußtsein vermitteln, den Bauern über seine Herkunft aufklären, ihm Fehler und Schwächen im Spiegel der Vergangenheit vorweisen. Einige seiner Figuren, so teilte er einmal mit, seien „eigentlich Bauern unseres Jahrhunderts“. Die Botschaft seiner Geschichtserzählungen richtete sich an die eigene Zeit, und die Absicht, die er verfolgte, dürfte etwa mit Gottfried Kellers Wort zu umschreiben sein: „Ich (halte es) für Pflicht eines Poeten, nicht nur die Vorgänge zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie und so gehe es zu“.

Michel Buck wollte volkstümliche Erzählliteratur schaffen – höher zielte sein Ehrgeiz nicht –, und als solche sind seine Prosaarbeiten auch zu beurteilen. Dabei ist die sprachliche Formung, von der die Rede war, ein entscheidendes Kriterium. Auch andere Schwächen braucht man nicht beckmesserisch mit der Lupe zu suchen. Die äußere und innere Handlung ist z. B. im „Schalmeier“ nur dürftig motiviert; „Maria Eva“ erhält Spannung durch das Kolportagemotiv der verfolgten Unschuld und deren Rettung und Triumph in allerletzter Minute. Michel Buck versuchte, der Literaturmode der Zeit folgend, gemüthhaft, rührend und moralisch befriedigend zu schreiben; deshalb verfiel er wohl auf sentimentale Marlitt-Schlüsse mit Hochzeiten und Doppelhochzeiten. Sehen wir genauer hin, wie die Paare zusammenkommen, so erscheint das Happy End realistischer. Auf Bettelack und Liebe gründet Michel Buck keinen Ehestand; das Glück ist immer materiell durch Haus und Hof gut abgesichert. Wer seine Mundartgedichte kennt, ist überrascht, wie wenig Beachtung der Erzähler der Natur schenkt. Man trifft da und dort auf hübsche Landschaftsbilder, aber nur als Ein- und Überleitungen. Die gelungensten Partien sind solche, in denen Michel Bucks Humor aufblüht in beschaulicher Betrachtung einfacher und bescheidener Dinge, im duldsamen Schmunzeln über kleine Schwächen und Unzulänglichkeiten. Sein Humor kann aber auch grimmig werden und umschlagen in die Empörung des Idealisten, dessen Glauben an das Gute erschüttert wird.

Pauschalurteile wären falsch. Zwar bleiben manche Charaktere unlebendig oder werden unglaublich überzeichnet; aber es gelingt Michel Buck auch immer wieder, mit wenigen Strichen plastische Typen zu zeichnen: hartköpfige Bauern und rase Weiber, die er nicht zu erfinden brauchte, sondern auf dem Dorf beobachten konnte. Er kann auch psychologisch differenzieren. So ist z. B. der Obervogt in „Maria Eva“ nicht einfach ein Wüstling. Er war in jungen Jahren ein galanter Kavalier, er ist kinderlos, an eine zänkische, runzelreiche Gemahlin gekettet und versauert auf dem Land. Er kämpft gegen seine wachsende Leidenschaft an und verstrickt sich in einander widerstrebenden Regungen: durch die Weigerung der Bauerndirne beleidigter Herrenstolz, Drang nach Selbstbestätigung als Mann in seinem vorgeschrittenen Alter hetzen ihn auf sein Ziel zu; Ehrgefühl, Gewissen und Angst, sich als verliebter alter Narr lächerlich zu machen, hemmen ihn. Deshalb benimmt er sich dem jungen Mädchen gegenüber bald zärtlich werdend, bald brutal und impulsiv gewalttätig.

Mit dem Problem kaum oder gar nicht bewältigter Stofffülle hatten auch andere Autoren des historisierenden Genres zu kämpfen. Michel Buck, ihnen an Gestaltungskraft unterlegen und vor allem wissenschaftlich orientiert, scheiterte daran. Erzählen ist die Entfaltung des Stofflichen zum Sinnhaften. Michel Buck gelang dies nur unvollkommen und nur in einzelnen Partien; er bewies als Geschichtserzähler zu wenig „anschauende Urteilskraft“, wie Goethe die besondere Fähigkeit nannte, die den Dichter ausmacht. Diese Feststellung mag Michel-Buck-Verehrern hart klingen; wir treffen sie auch nicht leichtfertig, wie unsere ausführliche Beweisführung zeigt. Man darf aber das Mißlungene getrost preisgeben, es bleibt an Michel Buck noch genug zu bewundern.

Michel Bucks historische Erzählungen sind sehr stark von einer anderen zu seiner Zeit populären Gattung beeinflusst: von der Dorfgeschichte, deren erfolgreichster Vertreter mit Massenaufgaben damals Berthold Auerbach war. Wie Auerbachs berühmtes „Barfüßle“ wird Maria Eva aus einer betelarmen Gänsehirtin zur wohlhabenden Hofbäuerin. Die volkspädagogische Tendenz rückt Michel Bucks bisher besprochene Prosaarbeiten in die Nähe der Dorfgeschichte, außerdem die Publikationsweise, die zeigt, daß er breite Leserschichten ansprechen wollte, vor allem aber die Grundstruktur der Geschichten, die Auerbach folgendermaßen beschreibt: „Die Poesie, die sich dem Leben anschließt, hebt nothwendig Charaktere aus der sogenannten Masse heraus, sie als Typen, aber mit individuellem Leben betrachtend... Der Chor wird aufgelöst in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt“.

Geschichtserzählung und Dorfgeschichte, die im literarischen Leben damals nicht zufällig eine wichtige Rolle spielten, suchten literarische Lösungen für wirtschaftliche und gesellschaftliche Probleme der Zeit. In den Kindheitserinnerungen Michel Bucks findet sich eine aufschlußreiche Passage, die Berufsberatung seines Vaters für den Sohn: „Ein Ackersmann, das ist dein Beruf. Er ist der fürnehmste und älteste von allen, Gott hat ihn selbst eingesetzt und außer ihm kein Handwerk mehr in eigener Person. Der Bauer ißt allein ehrlich

Brot, erzeugt von der Arbeit der eigenen Hände; die andern gewinnen es alle auf krummen Wegen... Der Mensch ist zum Bauer erschaffen. Wer arbeitet und immer arbeitet, der braucht nicht zu darben, der hat seinen Lebensunterhalt alle Zeit. Man kann nicht mehr als gerade genug essen und trinken; was darüber geht, ist vom Übel... Man braucht's nicht so kommod auf der Welt, wie die immer predigen, die uns ihre Waren anhenken, ihre unsoliden, verfälschten, von armen Hungerleidern um elenden Lohn erzeugten Waren. Sie wollen nur durch Handel Profit machen, und dieses Zwischenhandeln ist ein unehrlich Handwerk.“ Dies ist kein Exzeß des Bauernstolzes, sondern die ziemlich exakte Beschreibung der wirtschaftlichen Grundlagen des Dorflebens und des durch sie geprägten Bewußtseins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Landwirtschaft und Handwerk bestimmten die Lebensgestaltung des größten Teils der Bevölkerung und prägten die Gesellschaftsstruktur. Die Landwirtschaft hatte zwar einige Krisen zu bestehen, im Ganzen entwickelte sie sich doch aufwärts; notwendige Veränderungen der Wirtschaftsweise vollzogen sich langsam und ließen Zeit zur Anpassung. Diese Verhältnisse lieferten die Farben für die Bilder eines friedlichen, bescheidenen aber auskömmlichen dörflichen Lebens, die wir in der Literatur finden, eines Lebens, das sich stets gleich blieb wie die natürlichen Abläufe der Tag- und Jahreszeiten.

In der zweiten Jahrhunderthälfte geriet das Bauerntum durch Industrialisierung und Ausweitung des Welthandels in eine ökonomische Dauerkrise. In Wechselwirkung mit wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen breitete sich eine materialistische Grundhaltung in allen Lebensbereichen aus und ließ Konflikte aufbrechen, um deren Bewältigung auch die Literatur rang. Vor diesem Hintergrund ist die Dorfgeschichte eine Flucht in die Idylle, Ausdruck einer an der vergoldeten Vergangenheit orientierten Utopie einer Lebensordnung, die Sicherheit verbürgte; sie ist auch Flucht in eine politische Utopie des Ausgleichs der sozialen Spannungen in der Gemeinsamkeit und Geborgenheit einer dörflichen Kleinwelt; deshalb verurteilt der Bauernsohn Michel Buck in seiner Bauernkriegserzählung die rebellierenden armen Leute und ergreift überraschenderweise die Partei der Herren, die er patriarchalisch gerecht und fürsorglich darstellt. Im Geschichtlichen suchte man – als Gegensatz zur eigenen Zeit – das Ursprüngliche und Schlichte, sah in Tradition und Vätersitte die naturhafte und göttgewollte Ordnung.

Rückbindung des sittlichen Bewußtseins an das Volksmäßige und altes Herkommen lehrte auch die Dorfgeschichte, deren Michel Buck mehrere schrieb. Mit den 1870 in den „Schwäbischen Volkszeitung“ erschienenen Oberschwäbischen Dorfbildern“ (18 S.) brauchen wir uns nicht eingehend zu beschäftigen. Sie schöpfen aus dem Fundus von Selbsterlebtem und verdanken ihre Niederschrift zweifellos dem volkskundlichen Interesse des Autors. Das Vaterhaus wird als Beispiel eines alten Bauernhauses ausführlich beschrieben; der alte Haustyp verschwand allmählich, und niemand dachte damals an Denkmalschutz und museale Erhaltung. Ein Abschnitt ist den alten Trachten gewidmet. Die Berichte über Familienleben und Kindheitserlebnisse sind Einzelszenen ohne Hand-

lungsgerüst, in der Erzählweise allerdings uneinheitlich: teils spricht der Autor von sich in der ersten Person, teils in der dritten als dem kleinen Michel. Er war sich offenbar noch nicht schlüssig, ob er seine Erinnerungen als autobiographischen Bericht festhalten oder als volkskundliche Quelle auswerten wollte. Der Inhalt findet sich zum größten Teil wieder in den Kindheitserinnerungen, die in der Erstausgabe der „Bagenga“ von 1892 als „Vorwort. Eine Oberschwäbische Dorfgeschichte“ erschienen, und zwar vom Herausgeber nach verschiedenen Aufzeichnungen Michel Bucks bearbeitet. Die „Erinnerungen aus meiner Kindheit“, die Anton König 1920 unter Michel Bucks Namen herausgab und die seither wiederholt nachgedruckt wurden, bieten wieder einen anderen Text. Der gewissenhafte Philologe muß also feststellen, daß wir derzeit nicht genau wissen, was und wieviel von diesem kulturhistorisch hochinteressanten Buch aus der Feder Michel Bucks stammt; nur das Material ist mit Sicherheit sein geistiges Eigentum.

Eine echte Dorfgeschichte ist „Der Schneckenpeter“ (28 S.), 1879 im „Ulmer Tagblatt“ erschienen und 1920 im „Katholischen Sonntagsblatt“ erneut gedruckt. Schauplätze der Erzählung sind Hayingen, Indelhausen und Anhausen im Lautertal; die Zeit: um 1820. Der Titelheld gehört zu einer Familie von Kleinbauern, deren Mitglieder durch einen gewerblichen Nebenverdienst nicht nur zu Wohlstand, sondern auch zu einem weiteren geistigen Horizont kommen. Sie züchten Deckelschnecken und exportieren sie im Winter mit einer Ulmer Schachtel nach Wien. Erzählkern ist die Werbung Peters um die Bauerntochter Ammei und das Eifersuchtsdrama, das sich daraus entspinnt. Ein Nebenbuhler sticht beim Tanz mit dem Messer zu; er wollte Peter treffen, verletzt aber das Mädchen, wobei die Messerspitze in der Wunde abbricht und steckenbleibt. Die Hochzeit findet statt; das Glück wird aber erst vollkommen, als Ammei nach langem Kränkeln endlich ganz geheilt ist und der Messerstecher, gebessert aus dem Zuchthaus entlassen, Verzeihung erhält.

In einem Brief Bucks vom 2. 1. 1878 lesen wir, er habe in dieser Erzählung „die Sitten der jetzigen Oberschwäbischen Bauern“ geschildert. Hier ist eine Liebesgeschichte die Stützsäule des Bauers, aber eine schwäbische, wo es nicht ohne Messerstich abgeht, neben dem Rosenkranzbeten. Ich weiß nicht, was andere zu der Geschichte sagen, mir und meinen Leuten gefällt sie gar nicht übel. Natürlich ist alles aus dem Leben gegriffen und vieles sind Erinnerungen aus der Verwandtengeschichte meiner Mutter und meiner Frau. Meine Frau ist in jenem Tale geboren, meiner Mutter Eltern sind dort gleichfalls daheim gewesen. Alte Klosterfrauen, ihre Basen sowie ihre Großmutter und Mutter figurieren drin, natürlich unter anderen Namen und Schicksalen.“

So entstand ein facettenreiches Bild ländlichen Lebens. Eingewoben in die Haupthandlung sind Skizzen von Einzelschicksalen und Familiengeschichten, z. B. vom Pottascher aus Attenhöfen und seiner hartherzigen Frau, die drei ihrer vier Töchter ins Kloster zwingt, um das Vermögen zusammenzuhalten. Wir hören von Problemen der Mischehen und der Versorgung von Witwen und Waisen, von der Donauschiffahrt, von nachleben-

den Erinnerungen an die Franzosenzeit und die Klosterherrschaft und manches andere. Vernachlässigt sind dagegen Komposition und stilistisches Ausfeilen; fragmentarisch bleibt z. B. eine angelegte Rahmenhandlung.

Das gemächliche Ausspinnen des Handlungsfadens gibt dem Autor Gelegenheit, ländliches Familienleben, Sitte und Brauch bei Werbung, Verlobung und Hochzeit farbig und mit Humor zu schildern; diesem volkskundlichen Aspekt der Geschichte galt wohl auch ein eigentliches Interesse. Die Eheschließung auf dem Dorf ist vor allem gesellschaftlich und wirtschaftlich bedingt. Ein junger Mann denkt ans Heiraten, wenn die Alten bereit sind, das Anwesen zu übergeben. Man heiratet unter Gleichgestellten, die Familien beschließen die Verbindung, kommt gegenseitige Neigung der Brautleute dazu, umso besser; notwendige Voraussetzung für die Familiengründung ist sie durchaus nicht.

Realistisch wie der Stoff zum „Schneckenpeter“ ist auch die Darstellung aus dem Blickwinkel bäuerlicher Wert- und Ordnungsvorstellungen. Michel Buck unterscheidet sich damit von den Dorfgeschichtenschreibern seiner Zeit, die der Landbevölkerung die individualistischen Anschauungen der Gebildeten andichteten. Michel Buck wußte es besser. In den Kindheitserinnerungen erzählt er, wie sein Vater zu einer Frau kam. Eine Tochter des Freimaiers in Ertingen lehnte den Antrag ab, weil sie „in kein so wüstes altes Haus hineinheiraten wollte“. Ein Bekannter gibt einen Tip: in Attenhöfen habe er „ein paar hübsche heiratsfähige und nicht unvermöglige Bauerntöchter gesehen. Da wäre eine recht für ihn. Er solle einmal mit ihm gehen und sich die Mädchen ansehen“. Der Heiratslustige sucht sich die jüngste aus, verhandelt mit deren Stiefvater, und die Attenhöfer kommen zum „Besehen“ nach Ertingen. „Die, welche bei derlei Geschäften die Hauptrolle spielen, waren mit allen Verhältnissen wohl zufrieden, aber die, welche heiraten sollte, sagte nein, denn das Haus war auch dieser zu häßlich und zu klein. Aber die alten Bauern lassen sich durch solche Lappalien nicht aus der Fassung bringen. Der Heiratstag (d. h. die öffentliche Verlobung) wurde gehalten, der Hochzeitstag festgesetzt. Die weinende Braut ließ sich in den Pfarrhof schleppen und rüstete zur Hochzeit.“ Auf dem Transport nach Ertingen am Hochzeitstag machte sie noch einen Fluchtversuch und mußte auf freiem Feld wieder eingefangen werden. Trotz alledem wurde es eine gute Ehe.

Michel Buck hatte seine Erfahrungen mit der bäuerlichen Welt, wie sie wirklich war. In den Kindheitserinnerungen berichtet er von ärmlichen Wohnverhältnissen, karger Kost, harter Arbeit von früh bis spät und von Kindesbeinen an. Deshalb machte er die vorbehaltlose Verklärung der guten alten Zeit nicht mit, wie wir gesehen haben, und auch der Vorliebe der Dorfgeschichtenschreiber für das Friedsam-Harmonische erlag er nicht ganz. Bei ihm meldete sich ein herberer Wahrheitswille, eine realistische und kritische Sehweise, die ihn in

die Nähe einer späteren literaturgeschichtlichen Epoche führten.

In diesem Zusammenhang interessant, für die Einschätzung Michel Bucks wichtig und noch heute lesenswert sind drei Dorfgeschichten, die er nicht veröffentlichte; er hätte auch nicht viel Verständnis beim Publikum seiner Zeit gefunden. „Um 5000 Gulden“ (36 S.), 1920 im „Oberländer“ gedruckt, „Ein ländlicher Goldmacher“ (5 S.) und „Der Millionenbeck“ (10 S.), beide von Walter Bleicher erstmals zugänglich gemacht, wurden schon zur Charakterisierung des Mundartdichters herangezogen (BC 5. Jg. Heft 1, S. 34) und sollen deshalb nicht wieder besprochen werden. Von der Dorfidylle ist keine Spur mehr übrig. Der nüchterne Realismus läßt auf tatsächliche Vorkommnisse als stoffliche Anregung schließen. Ohne Pathos, ohne moralisierende oder gefühlvolle Geste, sondern in sachlicher Schilderung von Zuständen und Verhaltensweisen äußert sich Michel Bucks kritische Sicht; eindrucksvoll ist insbesondere die Bloßstellung des bäuerlichen Materialismus, der Ausschweifung in der Tugend der Sparsamkeit, die nach Erhaltung und Mehrung des Ererbten strebt.

Es ist aber zu bezweifeln, ob Michel Buck erkannte, daß er neue Wege beschritt und sich dem Naturalismus näherte, der wenige Jahre nach seinem Tod sich auch in Deutschland zu Wort meldete. Er besaß keinen durchgebildeten literarischen Geschmack, und der Mangel an Kunstverständnis, dem wir in seinen Geschichten auf Schritt und Tritt begegnen, weist ihn als naiven Erzähler aus. Er fühlte sich vor allem als Wissenschaftler und dichtete nebenbei in seinen Mußestunden. Die Ansicht, daß man wissenschaftliche Erkenntnisse durchaus in belletristischen Formen vermitteln könne und das der Gehalt das Wesentliche sei, teilte er mit manchen seiner schriftstellernden Zeitgenossen, insbesondere mit denen, die ihn beeinflussten. Einige seiner Erzählungen schrieb er 1877, als ihm seine Krankheit hart zusetzte und ihn nahezu bewegungsunfähig machte. „Aus Langweil fällt mir ein unter die Romanschreiber zu gehen“, heißt es in einem Brief. Auch seine Mundartgedichte sind ja Gelegenheitsarbeiten. Michel Buck war ein unermüdlich und auf mehreren Gebieten beschäftigter Mann; nur Geduld war seine Sache nicht. In einem Brief beschreibt er einmal seine Arbeitsweise: „Kommt der Geist daher geweht, so ist's im Nu fertig“. Gedichte mögen so entstehen und gelingen, umfangreichere Gestaltungen sicher nicht.

In der Mundartdichtung bewährte er vielseitige Anlagen; es gelang ihm Gedanken- und Naturlyrik, er schuf zeitkritische und Erzählgedichte; sie überragen alles Vergleichbare in seiner Zeit. In der Prosa zeigte er Talent zum kulturhistorischen Novellisten, zum sozialkritischen Erzähler, zum erbaulichen Kalendermann. Michel Bucks Erzählergabe gedieh aber nicht zur Reife. Dennoch verdienen seine epischen Arbeiten eine genauere Untersuchung als Zeugnisse des literarischen Lebens, wie es sich in der Provinz abspielte, und sie verdienen auch Respekt als Dokumente des tätigen Lebens dieses vielseitigen Mannes.